Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

17 (29.4.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Willy Brandl:

Händels „Messias" in Mannheim

Der dieser Tage begangene 175. Todestag des großen deutschen Musikers erinnert uns schmerzlich daran, daß er infolge der Verständnislosigkeit, die das deutsche Musikpublikum ihm entgegenbrachte, lange Jahre von den Engländern als der größte Komponist ihres Landes angesehen werden konnte. Im Jahre 1742 fand die erste Aufführung seines gewaltigen Oratoriums, des „Messias", in Dublin statt; es war mehr eine Hauptprobe, von Bedeutung war erst die Aufführung, die ein Jahr später in London stattfand. Wenn auch das Londoner Publikum dem herrlichen Werk nicht ganz zu folgen vermochte, war doch der Eindruck, vor allem des berühmten „Halleluja" ungeheuer. Und nun ist der „Messias" aus dem Londoner Konzertleben nie mehr verschwunden. Händel konnte ihn immer wieder zu wohltätigen Zwecken aufführen, nach seinem Tode wurden diese Aufführungen ein ständiger Bestandteil des Londoner Musiklebens.

Es ist beschämend, daß man sich in Deutschland erst 30 Jahre nach der Uraufführung an den „Messias" wagte. 1772 und 1775 waren die ersten Aufführungen in Hamburg, über die uns leider nichts Genaueres überliefert ist. Es dauerte nochmals zwei Jahre, bis das Werk auch nach Süddeutschland kam: am Allerheiligentag des Jahres 1777 wurde es in Mannheim zuerst aufgeführt, — es war ein furchtbarer Durchfall!

Im „Hamburger Korrespondenten" schreibt ein Berichterstatter aus Mannheim unter dem Titel „Betrachtungen der Mannheimer Tonschule":

„Der erste November des letztverwichenen Jahres war der Tag, an welchem hier die Kenner Gelegenheit hatten, die Simplicität eines Händels zu beurteilen. Von unseren besten Sängern und Instrumentisten ward sein hochgerühmtes Oratorium, der Messias, aufgeführt. Bey allen war der Wetteifer recht merklich, den belohnenden Beifall des gegenwärtigen Hofes ganz zu verdienen: aber was geschah? Alle Zuhörer gähnten. War dieses ein Zeichen von verderbten Organen: so haben wir Mannheimer alle dieses Unglück miteinander gemein. Daß es auch nicht an der Aufführung gefehlet, mag das einhellige Zeugnis aller derer bewähren, die unser Orchester kennen."

Und später heißt es:

„Die Händelschen Chöre sind bei uns aufgeführt worden, es blieb aber beim ersten Teil des Oratoriums, der zweite konnte nicht folgen, weil diese trockene Musik kein Zuhörer aushalten will."

Es ist unfaßlich, daß die Zuhörerschaft von Mannheim, das damals noch unter der Nachwirkung der Stamitzschen Leistungen als erste Musikstadt Deutschlands anzusehen war, sich so unsterblich blamierte. Aber es scheint, daß die Zuhörer die geringste Schuld an den fürchterlichen Durchfall hatten.

Der Berichterstatter des „Hamburger Korrespondenten" erzählt weiterhin:

„Was anders, als die unerträgliche Trockenheit, nicht edle Simplizität der Musik, hat also uns in diese tödliche Apathie versenket! Wie auffallend war der Kontrast, als ein Psalm-Magnificat, das unser zweiter Kapellmeister gesetzt, und jener unvollendeten Aufführung unmittelbar nachgefolget, nicht nur uns wieder zum Leben geführtet, sondern ein Wonnegefühl in uns erreget, das ich nicht zu schildern vermag."

Und der Berichterstatter der Hamburger Zeitung war niemand anders, als dieser zweite Kapellmeister und Komponist des Magnificat, der gleichzeitig das Konzert leitete, der berühmte Abt Vogler! Das genügt, um uns mit Mißtrauen gegenüber der Kritik sowohl wie der Aufführung gegenüber zu erfüllen!

Vor langen Jahren ist es Max Seiffert gelungen, die Partitur des „Messias" zu entdecken, die damals in Mannheim benützt wurde. Ganz abgesehen, daß der Text in geradezu jämmerliches Italienisch übertragen worden war, hat Vogler zu Kürzungen und Zusammenziehungen gegriffen, daß uns heute die Haare zu Berg stehen; er hat den ganzen wundervollen Aufbau des Werkes in der unverantwortlichsten Weise zerstört, von wüstester Theatralik scheint seine Neuordnung der drei Teile, die er willkürlich in zwei zusammenzieht. Und dabei ist der erste Teil, von dem das Publikum schon genug hatte, weitaus der am schonendsten behandelte!

Ueber die Aufführung durch die „besten Sänger und Instrumentalisten" ist uns nichts bekannt. Aber wie diese gewesen sein mögen, erfahren wir aus einem Brief des jungen Mozart an seinen Vater. Er war schon in der Hauptprobe gewesen und berichtet darüber:

„Das Oratorium welches man probiert, ist von Händel, ich bin aber nicht blieben. Denn man hat vorher einen Psalm Magnificat probiert vom hiesigen Vicekapellmeister Vogler und der hat schier eine Stunde gedauert!"

Sicher hörte sich Mozart aus Entsetzen vor diesem Magnificat die Aufführung gar nicht an. Aber er hat die Kräfte, die bei der denkwürdigen Aufführung mitwirkten später kennengelernt und sie in seinen Briefen ebenso ergötzlich wie erbarmungslos geschildert.

Sopran- und Altpartie sangen damals, wie es allgemein Brauch war, Kastraten. Und wie urteilt Mozart über sie?

„Sie haben nur zwei Kastraten hier, und die sind schon alt. Man läßt sie halt absterben. Der Sopranist möchte schon auch lieber den Alt singen; er kann nicht mehr hinauf."

Der Chor umfaßte damals 24 Sänger, wozu einige Knaben kamen, gegenüber 32 Streichern. Das berühmte Mannheimer Orchester ist sicher über jeden Tadel erhaben gewesen. Aber wie war es um den Chor bestellt?

„Man kann sich nichts schlechteres denken" — meint Mozart — „als die hiesigen Vocalstimmen. 6 Soprani, 6 Alti, 6 Tenori und 6 Bassi, zu 20 Violinen und 12 Bassi verhält sich just wie 0 zu 1. Die etlichen Buben, die sie haben, sind elendig. Die Tenor und Baß wie bei uns die Totensinger."

Wer den schwierigen Orgelpart damals auszuführen hatte, wissen wir nicht. Was für eine unvergleichliche Auswahl an Organisten zu Gebote stand, können wir aus der lustigen Schilderung des jungen Mozart entnehmen:

„Zwei Organisten haben sie hier, wo es der Mühe wert wäre, eigens nach Mannheim zu reisen. Ich habe Gelegenheit gehabt, sie recht zu hören —. Das erste Mal habe ich den zweiten gehört, und das andere Mal den ersten. Ich schätze aber nach meiner Meinung den zweiten noch mehr als den ersten. Denn wie ich ihn gehört habe, so fragte ich: „Wer ist der, welcher die Orgel schlägt?" — „Unser zweiter Organist." „Er schlägt miserabel." Wie ich den andern hörte: „Wer ist denn der?" „Unser erster." „Der schlägt noch miserabler." Ich glaube, wenn man sie zusammenstößt, so würde noch was schlechteres herauskommen."

Kann man angesichts dieser Aufführungsverhältnisse es dem Mannheimer Publikum verdenken, daß es zu dem großen Werk den Weg nicht fand? Da stand an der Spitze ein Dirigent, der möglichst bald die unangenehme Aufgabe erledigen wollte, um den staunenden Zuhörern sein eigenes Werk vorzuführen, unter ihm — das vortreffliche Orchester immer ausgenommen! — Vertreter der Sopran- und Altpartien und ein Chor, die Mozarts Urteil sicher verdient haben, wenn der jugendliche Hitzkopf auch manchmal vielleicht zu boshaft schildert.

Immerhin, es ist beschämend, daß der „Messias" unter diesen Umständen in Mannheim, also in Deutschlands erster Musikstadt, sich nicht durchsetzen konnte. Er ist dann in den nächsten Jahren in verschiedenen deutschen Städten aufgeführt worden. Der Erfolg scheint auch hier groß gewesen zu sein. Ein Umschwung ist erst eingetreten, als J. A. Hiller im Jahre 1786 — also 84 Jahre nach der Uraufführung! — eine Massenaufführung in Berlin veranstaltete. Von hier aus datiert der Siegeszug des „Messias" und der übrigen großen Werke Händels. Und nun hat auch seine deutsche Heimat ihn verehren und lieben gelernt.

Verantwortlich Helmut Hammer

Rasse und Volk

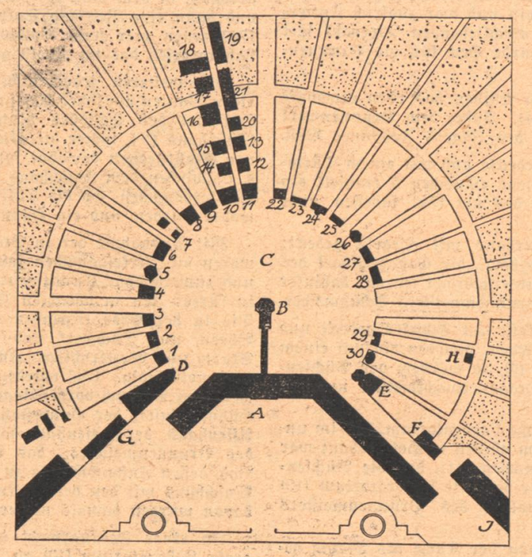
Folge 17 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 29. April 1934

Arthur Valdenaire:

Karlsruher Baudenkmäler

4. Die Zirkelhäuschen am Schloßturm.

Wie die markgräfliche Residenz Carolsruhe unmittelbar nach ihrer Gründung aussah, zeigen uns in anschaulicher Darstellung aus der Vogelschau die beiden bekannten, von dem Hofgärtner Christian Thran um das Jahr 1740 gestochenen Stadtansichten. Es sind Idealprospekte, die im allgemeinen wohl der damaligen Anlage entsprechen, in Einzelheiten jedoch nicht ganz zutreffen. Die Karlsruher Bürgerhäuser boten sich jedenfalls damals nicht in so einförmiger und schön geordneter Weise dar, wie sie auf den beiden Ansichten dargestellt sind, die Schloßgebäude auch nicht in dieser Vollendung, — denn am Westflügel des Schlosses fehlte zu dieser Zeit noch über die Hälfte —, die Marställe waren zu dieser Zeit ebenfalls nur teilweise ausgeführt und die Zirkelhäuschen am Schloßturm wiesen bei weitem nicht jenes gleichförmige Aeußere auf, wie es die Stiche zeigen.



Die Verteilung der Zirkelhäuschen um den Turm des Karlsruher Schlosses

Diese Zirkelhäuschen am Schloßturm sind auf den alten Ansichten Karlsruhes neben der strahlenartigen Stadtanlage zweifellos das Auffallendste. Welchem Zweck dienten sie wohl, was spielte sich in diesem Zirkel der 20 Häuschen ab? Wunderlich die schnurrige Form dieser putzigen nebeneinander gereihten Gebäude, seltsam dieser Zirkelhof um den Schloßturm herum! Häuschen „von allerhand Inventionen" sagt die nähere Bezeichnung auf den Stichen, welche aber die Inventionen im einzelnen waren, erfährt man hier ebensowenig wie bei allen andern aus der Gründungszeit der Stadt auf uns gekommenen Plänen. Auf fast all diesen Plänen und Ansichten sind die Häuschen ungenau, auch in verschiedener Anzahl, — 11, 19, 20, 22 und 24 und noch mehr — angegeben. Am meisten scheint der von dem württembergischen Ingenieur Jean Jacques Baumeister im Jahre 1737 gezeichnete Stadtplan der Wirklichkeit nahe zu kommen.

Die im Kreis um den Schloßturm herumgebauten Zirkelhäuschen umschlossen den Wirtschaftshof hinter dem Schloß. Sie hatten je nach dem Zweck, dem sie dienten, verschiedene Ausdehnung und Höhe, auch verschiedene Grundformen, sie waren quadratisch, rechteckig, oval und sechseckig angelegt und hatten zumeist an der Rückseite einen eingebogten Auslauf. Sie entstanden im Zusammenhang und zu gleicher Zeit mit dem Schloßbau. Als Erstes und Notwendigstes wurde in der Nähe der auf der Westseite des Schlosses liegenden Küche ein Brunnenwerk errichtet, ausgeführt von dem Werkmeister Johann Balthasar Hengel im Dezember 1717, nebst zwei daneben erstellten Häuschen. Zu gleicher Zeit waren noch zehn weitere Häuschen im Bau, auch mit einem weiteren Brunnenwerk für vier Springbrunnen sollte begonnen werden. Auf der Ostseite des Schlosses war im selben Jahr im sogenannten Waschgarten von den Zimmerleuten Arnold und Langenbach ein Wasch- und ein Badhaus in Fachwerk für die „sämtl. Dames und Fräulein" erstellt worden. Ferner schloß man am 8 April 1718 mit dem Maurermeister Hemberger einen Akkord ab zur Ausführung eines beim Westflügel des Schlosses zu errichtenden Küchenbaues, der die Küche, eine Konfektkammer, die Hofapotheke, das Marschallamt und die Hauskämmerei aufnehmen sollte. „Wenn aber nach dem gnädigst ratificierten Riß etwas geändert werden sollte, geschieht solches auf herrschaftl. Kosten, käme auch Krieges Volck, — so Gott in Gnaden verhütten wollte, — auf den Platz, und er würde mit Materialien oder der arbeit verunglücket, ist er schadlos zu halten." Entsprechend dem Verlauf der vom Schloßturm ausgehenden Radien hatte der 144 Schuh lange Bau beim Innenhof (C) eine Breite von 18 Fuß, außen eine Tiefe von 42 Fuß. Ein „Thürmelein", in dem Glocken hingen, betonte die Nordecke des Baues. Im Herbst schon war das großenteils in Fachwerk erstellte Bauwerk (D), an dem während der Aufführung verschiedene Aenderungen vorgenommen wurden, fertig. Daneben erstand zugleich ein Türnitzbau, d. i. Gesindebau (G), der aus altem, von einem Abbruch von Durlach hierher gekommenen Holz errichtet wurde. Hier wohnten die Mägde und die Küchenjungen.

Weiterhin schloß am 23. Mai 1718 der markgräfliche Baumeister Friedrich von Batzendorf mit dem Zimmermann Martin Götz einen Bauvertrag „wegen Verförtigung eines Hüner-Hauses, 28 Schuhe lang und breit, einer Hirsch-Hütten od. Futterplaz, 40 Schuhe lang, 18 breit, eines Canari-Vogelhauses, 28 Schuhe lang, 20 breit, daß Er neml. das darzu benötigte Bauholtz fällen, beschlagen und verarbeiten, sämtl. Gebäude nach den gndgst. ratificierten Rissen verfertige und aufschlage; Leisten, Latten, Boden legen und Thüren machen, im Hüner-Hauß acht Zimmer mit rauchen Dieblen belegen, aber der Hirschhütten auf die vier Eckpfosten ein Tauben-Thürmlein zu richten, ahn Canari-Vo-

gelhaus auch alles ohne die Vogelkasten zu machen, da Ihme dann vom Hüner-Haus 30 Gulden, Hirschhütten 25 Gulden, Canari-Hauß 30 Gulden versprochen worden."

Endlich wurden am 19. August 1718 an den Maurer Adam Stocke Bauarbeiten in Höhe von 80 Gulden für die Ausführung eines Seidenwürmerhauses, eines weiteren Hühnerhauses und des Häuslein's für den Büchsenspanner vergeben. Die übrigen Häuschen an der Allee westlich der Mittelaxe des Gartens hinter dem Zirkelhof mögen offenbar später, etwa nach 1730, hinzugekommen sein.

Wie aus einer am 28. Mai 1745 „von dem Baumeister Arnold und Bauverwalter Dachtler vorgenommenen Visitation des fürstl. Schlosses und weiterer dazu gehörigen Gebäude und aus der von denselben über den Zustand sothaner Gebäude eingesandten Beschreibung" hervorgeht, reihten sich die Häuschen im Zirkel um den Schloßturm etwa folgendermaßen aneinander:

In dem Häuslein 1 neben dem Küchenbau waren die Garten- und Brunnenpferde untergebracht. Es hatte ein Türmlein und einen kleinen Bretteranbau, der das Futter der Pferde enthielt.

Im Häuslein 2, das gleichfalls ein Türmchen bekrönte, standen Kamele. Häuschen 3 war eine Hirschhütte. Sie hatte an der Vorderseite ein Türmlein und war zugleich Futterplatz für die Hirsche, die im anschließenden Tierpark frei umherliefen. Im Dachstock wurde Heu für die Brunnenpferde verwahrt.

Es folgte dann im erhöhten Aufbau das oben erwähnte „vordere alte Brunnenhaus" (4). Außer dem Brunnenwerk befand sich hier die Wohnung des Jägers Johannes Voll.

Das folgende, mit Ziegel gedeckte und mit einem Türmlein und einer Laterne versehene Häuschen 5 enthielt ein Ringelspiel, d. i. ein Karusell, das um 1740 indessen nicht mehr zu benützen war.

Häuslein 6 war ein Hühnerhaus mit Ziegeln gedeckt; Häuschen 7 ein Vogelhaus, in dem „die Canari-Vögel des Landprinzen" Karl Friedrich untergebracht waren; dahinter befand sich die Wohnung des Brunnenmeisters Schuhmacher.

Häuschen 8 — ein Hundestall, mit Schiefer gedeckt und mit einem schweren Turm versehen; daneben ein mit einem Türmlein bekröntes Häuslein (9), in welchem der Büchsenspanner Franz Fehrle, der Dragonerwachtmeister und der Furier wohnten.

Es folgte dann das sog. große Laboratorium, das im untern Stock massiv aus Stein, im oberen in Holz erbaut war (10); daneben ein kleines Häuschen (11), das die Büchsenkammer enthielt. Hinter dieser das alte Laboratorium (12) und hinter diesem das Häuslein des Brunnenmeisters Hengel (13).

Das Häuschen 14 wurde von der Küche als Metzig gebraucht; dahinter stand ein drittes, in Stein gebautes Laboratorium (15); hinter diesem die Rauchkammer (16), deren Dachwerk in Bälde so verwahrlost war, daß durch die Löcher die Fledermäuse kamen und an den dort aufgehängten Speck gingen.

Häuslein 17 war ein Unterstand für die Dragoner, die auch die daneben liegende ehemalige Hafnerei (18) sowie das Häuschen 19 neben den Salpeterhütten bewohnten.

Im Häuschen 20 wohnte der Brunnenknecht Zimmermann, in 21 waren Geräte, Gestelle und Gläser der Hofapotheke aufbewahrt, daneben schloß eine Kohlenhütte der Apotheke an.

Weiterhin erhob sich im Zirkel am Mittelweg das „hintere große Brunnenhaus" (22), das, von einem Türmchen bekrönt, durch seine besondere Höhe die umliegenden Häuschen bedeutend überragte. Daneben stand ein mit zwei Türmlein abschließender und mit Schiefer gedeckter Pavillon (23), in dem das Pulver für das „Commissariat" verwahrt wurde. Anschließend ein Häuslein für Affen (24), dann eines, in welchem Konrad Knörrle wohnte, offenbar der Tierwärter und Aufseher des Hofes, „vulgo Papperle" genannt (25).

In dem anliegenden sechseckigen und mit Schiefer gedeckten Häuschen 26 waren offenbar Seidenwürmer untergebracht, im folgenden (27) Hühner. Häuslein 28, mit einem halbrunden Giebel abschließend, enthielt Kilhasen, das nächste (29), vornen mit einer Muschel versehen, diente im oberen Aufbau als Taubenhaus. Zwischen diesen beiden letzten Gebäuden lag der Durchgang nach dem Fasanengarten.

Den Zirkel beschlossen endlich auf der Ostseite zwei reich ausgeschmückte Bauten, ein ovales Lusthaus und das Badhaus. Das Lusthaus (30) war außen mit Malerei geziert und mit Schiefer gedeckt, das Innere mit kostbaren Stuckdecken, mit Porzellanplättchen und Steinplatten ausgelegt. Auch das fürstliche Bad (E) war innen mit Porzellanplättchen, außerdem mit Stukkaturen, Vasen und Keramiken, sowie mit Bänken aus Porzellan ausgeschmückt. Nach dem Tode Karl Wilhelms wurde das Badhaus, nachdem die Oper und die weibliche Leibgarde aufgehoben waren, auch weil das Bad allzuweit vom Schloß entfernt erschien, von dem „Hofpoßtler" Melchior Huber bewohnt. Der arme Melchior Huber! Mit einem kärglichen Lohn, einem jährlichen Gnadengeld von 20 Gulden, fristete er sein Dasein, hatte Jahr aus, Jahr ein für Holz und für die Feuerung im Schloß Sorge zu tragen, hatte „bei Serenissimo 14 Jahre gedient und dabei nicht nur vieles ausgestanden, sondern auch eine Rippe im Leib gefallen". Später bezog er das beim alten Zeughaus am hinteren Schloßgartenausgang gelegene Jägerhaus, in dem einst die „Parforce-Jäger" gewohnt hatten und dann eine Zeitlang Salpeter aufbewahrt worden war. 1749 zogen hier sechs Goldwäscher ein, die in einem der Laboratorien das im Rhein gefundene Gold schmolzen.

Von weiteren, jedoch nicht mehr zum Schloßturm gehörigen Bauten ähnlicher Art sind noch zu erwähnen das beim Ostflügel des Schlosses hinter dem Operahaus gelegene Waschhaus (F), später die alte Malerei genannt und zuletzt von Stallknechten bewohnt, sowie zwei hinter dem Ballhaus, d. i. zwischen dem Waschhaus und dem Marstall (J) stehende Bretterhäuschen, wo die Kulissen des Schloßtheaters aufbewahrt wurden, und ein Hühnerhaus (H).

Mit Ausnahme der in Stein ausgeführten Laboratorien waren die Zirkelhäuschen fast durchweg in Fachwerk, leicht und zumeist ohne Fundamente gebaut. So kam es, daß sie in kurzer Zeit in schlechten Zustand und in Verfall kamen. Die in der Erde liegenden Schwellen faulten, ebenso die Böden, und Dachwerk und Türmchen litten sehr durch Sturm und Wetterschlag. Instandsetzungen waren fortwährend notwendig. 1745 wurden verschiedene baufällige Häuschen zum Abbruch vorgeschlagen: das Ringelspiel, die beiden Hühnerhäuser, der Hundestall, das alte Laboratorium, das Affenhaus, der Hasenstall, das Taubenhaus, das Häuschen des Brunnenmeisters, das Lusthaus nebst dem fürstlichen Bad, dessen Instandsetzung zu kostspielig erschien, endlich das Waschhaus mit den beiden Kilisenhütten. Doch nur einige davon wurden damals niedergelegt.

In einer Februarnacht des Jahres 1748 brannte das große Laboratorium (10) ab. Da das andere Laboratorium hinter dem Büchsenspannerhaus (12) hinfällig und nicht zu gebrauchen war, wurde vom Werkmeister Arnold an Stelle des abgebrannten ein neues mit 5 Brennofen und einem „Dörrzimmerlein" für die Kräuter des Hofapothekers Klose gebaut, bereits im November bezogen. Von den beiden Brunnenhäusern war zuletzt nur noch das große einigermaßen imstande. Es wurde samt seinem wertvollen Pumpwerk 1748 überholt und instand gesetzt. Endlich entfernte man das den Zirkelhof einschließenden Gatterwerk zwischen den Häuschen, da es überflüssig erschien.

Als mit dem 1752 beginnenden Umbau des Schlosses die Blumengärten des Schloßplatzes an die Rückseite des Schlosses verlegt wurden, da hatte den durchweg schadhaften und wackeligen Zirkelhäuschen das letzte Stündlein geschlagen. Auf Anordnung der Rentkammer wurden sie nach und nach abgerissen. Nur das Brunnenhaus, welches Schloß und Gärten mit Wasser zu versorgen hatte, blieb zuletzt noch längere Zeit stehen.

Eine merkwürdige Welt war damit verschwunden, ein kunterbuntes, kauziges Leben, das, umrahmt von Park und Wald, hinter dem Schloß sich einst abgespielt, hatte damit sein Ende gefunden. Eine neue Zeit, die Zeit einer verfeinerten und vergeistigten Lebenshaltung — das Rokoko.

Jakob Berger, Speyer am Beresan:

Badische und pfälzische Landsleute in der Ukraine

III. Karlsruhe am Beresan

Obwohl derb in der Art und in ihren Ausdrücken, sie nennen das Kind immer beim richtigen Namen, sind die Karlsruher aber in ihrem Wesen gutmütig, sehr gastfreundlich und halten viel auf ihr einmal gegebenes Wort. „Bitte" und „danke", sagt der Karlsruher nicht gerne und sucht diese Worte gewöhnlich mit „tätscht mer nit", „du sellscht mer" oder „ich wer dir aach emol was tue könne", zu umschreiben. Hilfsbereit seinem Mitmenschen gegenüber, steht er, ohne übertrieben fromm zu sein, treu zu seinem Herrgott. Wie alle Beresaner Kolonisten, hielten sie treu ihrem russischen Vaterland, stets unerschütterlich an ihrem Deutschtum fest, sind dafür immer zu den größten Opfern bereit und lassen sich nur als Deutsche bezeichnen, denn nach der Auffassung der zaristischen Regierung waren Staats- und Volkszugehörigkeit auch ganz verschiedene Begriffe. Ebenso wird untereinander nur deutsch gesprochen, und während von den Männern ca. 15 Proz. gut und ca. 40 Proz. schlecht und mittelmäßig russisch können, so wird kaum vom dritten Teil der Frauen und Kinder diese Sprache verstanden. Bei ihrer schon erwähnten großen Gastfreundschaft ist den Karlsruhern Humor und Witz fast stets willkommen. Sie geben sich gegenseitig gerne Spitznamen und trinken dabei öfter, als es auf den anderen Kolonien am Beresan üblich ist, eins über den Durst. In der Ukraine werden die Karlsruher nicht „Briganten", sondern „Rohrwölfe" genannt. Wie überall am Beresan, besteht in Karlsruhe die Zwangsfeuerwehr. An einem jeden Hausgiebel ist eine Tafel angebracht, auf der der Name des Hausherrn steht und das Gerät draufgemalt ist, mit dem er bei Ausbruch eines Brandes unverzüglich erscheinen muß.

Adelsmarschall Suchomlinoff, der große Förderer der deutschen Kolonisten in Rußland.
(Vgl. „Rasse u. Volk" vom 22. April 1934.)

Die Hauptbeschäftigung der Karlsruher ist Viehzucht und Getreidebau, wobei sie ebedem die modernsten landwirtschaftlichen Maschinen verwendeten, die sie zum großen Teil aus dem Mutterlande bezogen und so ist z. B. die Maschinenfabrik Heinrich Lanz auf unsern deutschen Dörfern am Beresan nicht weniger bekannt, als in Deutschland selbst.

Hauptsächlich baut man Gerste, Sommerweizen, Hafer, Mais und Winterweizen. Roggen baut man weniger, weil er durch sein langes Stroh, das wie auch der Stalldünger, nur als Brennmaterial Verwertung findet, beim Dreschen zu viel Arbeit macht und auch selten einen guten Preis hat. Kartoffeln werden nur für den eigenen Bedarf, aber nie zum Verkauf gepflanzt und auch sehr selten als Futter verwendet.

Ihre alten Weinberge, in denen herrliche Trauben reiften, haben die Karlsruher seit der letzten 50 Jahren, wahrscheinlich wegen der Weinpantscherei, die in Rußland nicht streng verfolgt wurde und welche die Weinpreise immer ungünstiger beeinflußte, vernachlässigt, ja zum größten Teil ausgerodet.

Wie schon gesagt, kamen die Karlsruher im Frühjahr 1810 an den Ort ihrer Ansiedlung und nahmen den Bau der Kornshäuschen, die aus Lehm gestampft und mit Schilfrohr gedeckt wurden, sofort in Angriff. Ein jeder Hausvater erhielt von der Krone 100 Rubel (Banko) zum Ankauf von Zugvieh und von einem Wagen und 35 Rubel für eine Kuh. Einige Kolonisten erhielten auch die nötigen Hausgeräte. Zum 1. Januar 1811 befanden sich in Karlsruhe 71 Familien, die wir noch mit Angabe des Heimatortes im Mutterland im „Führer" an dieser Stelle veröffentlichen werden. Die meisten der neuen Kolonisten waren gänzlich mittellos. Nur einige von ihnen hatten noch eine kleine Barschaft aus der alten Heimat mitgebracht, die insgesamt aus 4060 Rubel bestand. Im Jahre 1914 zählte Karlsruhe 220 Häuser und 40 Selmjaken *) mit 1932 Seelen beiderlei Geschlecht, rein deutscher Abstammung. Von Fremdstämmigen und Fremdrassigen waren daselbst 135 Russen, 90 Juden und 3 Zigeunerfamilien. Um die Kolonien rein deutsch erhalten zu können, wurde den Fremdstämmigen und Juden der Erwerb von Boden und Häusern vollständig untersagt und darin auch nie eine Ausnahme zugelassen. Die Russen, die dort wohnten, waren meistens Knechte und Mägde bei den Kolonisten. Die Juden befaßten sich auch hier, wie überall mit Handel und Schacher.

Das dem Dorfe von der Krone zugeteilte Gemeindeland beträgt 5450 Deßjatinen **), zu dem einzelne Wirte aus Karlsruhe in der Nähe und der Ferne noch 46 564 Deßjatinen als Privatbesitz zugekauft haben. Außerdem pachteten die Karlsruher jährlich noch zirka 3 000 Deßjatinen in der näheren Umgebung. Von dem Gemeindeland sind Ackerland 3 189 Deßjat., Heuschlag 15 Deßjat., Viehweide 1972 Deßjat., Hofplätze 86 Deßjat., Weinberge 89 Deßjat., angepflanzter Wald 14 Deßjat., unbrauchbares Land (Lehmgruben, Steinbrüche usw.) 86 Deßjatinen.

Der Viehbestand zählte 1914: 1794 Pferde, 1021 Kühe, 448 Kälber und 584 Schweine. Im gleichen Jahr waren in Karlsruhe; 2 Wagner, 2 Schreiner, 3 Schmiede, 3 Schuster, 2 Schneider, 2 Kiefer und 1 Schlosser. Ferner waren daselbst: Eine Kreditanstalt, 1 Konsumladen, 5 Krambuden, 1 Dampfmühle, 1 Wirtshaus und 3 Bierhallen.

Seitdem die Bolschewiken in Rußland die Macht übernommen haben, ist es, wie überall, auch in Karlsruhe anders geworden. Durch die Mechanisierung und die restlose Enteignung eines jeglichen Privatbesitzes geht das einst so reiche und schöne deutsche Dorf seinem sicheren Ruin in jeglicher Beziehung entgegen. Die Häuser bröckeln ab und zerfallen. Der einst so große Viehbestand ist auf einen nur noch kleinen Bruchteil zusammengeschrumpft. Der einst gepflegte und fruchtbare Boden ist infolge der Kollektiwirtschaft verunkrautet und will nichts mehr bringen. Das Wenige, das er noch gibt, muß an den Staat abgeliefert werden. Die Leute sind in Lumpen gehüllt und ihr Lebensstandart ist auf eine Tiefe heruntergesunken, von welcher man sich im Mutterland keinen Begriff machen kann. Hunger und Elend haben die Einwohnerzahl sehr gelichtet. Herzzerreissend sind die Briefe, welche aus der Gegend kommen und sogar — so schwer es zu glauben ist — von Menschenfresserei berichten. Die Kinder sind unterernährt und sterben massenweise. Ein fremdrassiges Beamtentum macht sich in den sauberen deutschen Häusern der Vertriebenen und Entrechteten breit. Viele der einstigen Bewohner des Dorfes schmachten in der Verbannung und viele, die einst viele Arbeiter beschäftigten, ziehen gegenwärtig selbst Arbeit suchend, jeglicher Mittel bar, zerlumpt und heimatlos im großen russischen Reich umher. Schwer ist es zu sagen, welches Schicksal unseren deutschen Volksgenossen, wenn sie keine Hilfe bekommen, bestimmt ist, aber selbst als Kolonist weiß ich eins ganz bestimmt — nämlich, daß sie nie in ihrem Deutschtum wankend werden.

*) Vom russischen Wort semlja = Boden abgeleitet. Als solche werden kleine mit Erde gedeckte, halb in die Erde gegrabene Häuschen ohne Dachboden bezeichnet.

**) Eine Deßjatin annähernd einem Hektar gleich.